

Hochparterre Wettbewerbe:

Kleiner, bitte!

Die Stadt Luzern wollte für ihr Theater einen kompletten Neubau. Jetzt gewinnt ein Entwurf, der das alte Gebäude stehen lässt. Ist in Zeiten der Klimakrise auch im Wettbewerb ein Umdenken im Gang?

Ausgabe 1/2023



Siegerprojekt: Das alte Theater erhalten als Erweiterung eine abstrakte Volumenstapelung. (Visualisierung: Ilg Santer Architekten)

Ein Kommentar von Ivo Bösch

Die Überraschung ist gross, denn alles deutete auf einen Abriss und Neubau hin. Im Wettbewerb für das Neue Luzerner Theater gewinnt tatsächlich ein Projekt, das das alte Gebäude stehen lässt. Testplanung und Machbarkeitsstudien gaben dem Bau aus dem Jahr 1839 wenig Chancen. Immer wieder umgebaut, 1925 abgebrannt, dann wieder aufgebaut und aufgestockt, verfügt er nicht einmal über einen Bühnenturm. Und das Raumprogramm war zu gross, um eine betrieblich und städtebaulich vernünftige Lösung auf dem beschränkten Platz, neben der Jesuitenkirche an der Reuss zu finden - das zumindest dachten die Verantwortlichen vor dem Wettbewerb noch. Der Neubauentscheid gründete nicht auf einer mangelnden Wertschätzung gegenüber dem heutigen Gebäude, hiess es im Wettbewerbsprogramm, sondern auf den betrieblich-künstlerischen Notwendigkeiten und Zielen.

Hohes Risiko Wer die Ausschreibung des Wettbewerbs also las, landete mit den Entwurfsgedanken schnell bei einem kompletten Neubau. Dabei ging die Stadt ein hohes Einspracherisiko ein. Denn der Bauplatz befindet sich im Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) und ist mit dem höchsten Erhaltungsziel, dem Substanzschutz, belegt. So erstaunt es nicht, dass auch die beiden Eidgenössischen Kommissionen für Natur- und Heimatschutz und für Denkmalpflege nach Neues Luzerner Theater der Testplanung klar zu verstehen gaben, «dass ein Abbruch und Ersatzneubau des Luzerner Theaters zu einer schweren Beeinträchtigung des Ortsbilds von nationaler Bedeutung führen würde». Der Theaterbau müsse erhalten werden, eine mit dem Ortsbild verträgliche Lösung mit einem Erweiterungsbau sei möglich. Als Reaktion strafte die Projektierungsgesellschaft das Raumprogramm und verkleinerte für den Projektwettbewerb das oberirdische Volumen um zehn Prozent.

Zwei Befreiungsschläge Obwohl in den Wettbewerbsvorgaben Sätze standen wie: «Der heutige Bau lässt in keine Richtung eine substanzielle Entwicklung zu.», gewinnt also dennoch ein Projekt, das die alte Spielstätte erweitert. Ilg Santer Architekten setzten sich nach einem einjährigen und zweistufigen Verfahren gegen 127 Büros durch. Nun der Jury Machbarkeitsopportunisten oder billiges Reiten auf der Nachhaltigkeitswelle vorzuwerfen, wäre falsch. Wie Jurypräsident Patrick Gmür auf einer Podiumsdiskussion sagte, war selbst er überrascht über den Entscheid - will heissen, das Gremium entschied nicht grundsätzlich zwischen Erhalt und Totalneubau, sondern ging von den Qualitäten der einzelnen Projekte aus.

Andreas Ilg und Marcel Santer, die zurzeit die neue Messehalle der Olma in St. Gallen bauen Hochparterre Wettbewerbe 2/2019, haben geschickt entworfen. Die anderen Teams, die den Bestandsbau auch stehen liessen, scheiterten, weil sie auch den Theatersaal behalten wollten. Ilg Santer bedienen sich hingegen eines Kniffs: Der Altbau wird zu einem mehrgeschossigen Foyer. Das könnte zweifellos zu einem Erlebnis werden. Dieser freie Umgang mit dem Bestand passt, da die Substanz sowieso nicht mehr original vorhanden ist. Mit dem zweiten Befreiungsschlag passten sie das neue Volumen knapp verträglich zwischen Theater und Jesuitenkirche ein: Die drei neuen Theatersäle sind nicht mehr auf einer Ebene angeordnet, obwohl das in den Machbarkeitsstudien aus betrieblichen Gründen noch verlangt war. Ilg Santer stapeln die Säle: Den obersten stellen sie auf eine Dachterrasse, die vom Normalbetrieb abgekoppelt nutzbar ist. Ilg Santer machen vieles gut, doch das Projekt ist nicht in allen Punkten das beste. Betrieblich hätte es bessere Projekte gegeben, und andere Vorschläge zeigten grosszügigere Freiräume. Aber am Ende gewinnt ein ausgewogenes Projekt.

Kulissen an der Reuss In Luzern ist eine Polemik um die gestapelten Kuben des Theaterneubaus entbrannt. Auch wenn die Argumente oft abstrus sind, zeigt die Diskussion, dass etwas mit dem Siegerprojekt nicht stimmt. Die Hauptqualität des Entwurfs liegt in der Bescheidenheit und im Umgang mit dem Altbau. Dennoch versuchten die Architekten den grossen Wurf. Bühnenturm und oberster Saal zeigen sich prominent an der Reuss. Mit Metallschindeln soll die Erweiterung, so die erste Idee, verkleidet sein, ähnlich einem Paillettenkleid. Die neuen Volumen sind höher, das bestehende Theater mit der klassizistischen Fassade wird damit zum Statisten. Dank der Abstraktion sieht der Entwurf im Gipsmodell noch attraktiv aus, aber spätestens die Visualisierungen zeigen: Das Gebäude

zerfällt, Altbau und Erweiterung bilden keine Einheit. Architektonische Euphorie will nicht aufkommen.

Der Wettbewerb zeigt auch, dass es kein Richtig im Falschen gibt. Alle Entwürfe kämpfen mit der Grösse des Volumens. Unzulänglichkeiten und Schwierigkeiten haben ihren Ursprung im zu grossen Raumprogramm. Ist es gescheit, ein Mehrspartenhaus inklusive Musiktheater an diesem Ort bauen zu wollen? Klar wollen Intendantin und Betriebsdirektor am prominenten Ort an der Reuss bleiben. Aber ohne in den bürgerlichen Kultur-Spar-Kanon einstimmen zu wollen, wäre ein Ausweg, das Raumprogramm nochmals radikal zu hinterfragen. Braucht es drei Säle? Muss das Theater ein Vielfaches des heutigen Publikums aufnehmen können? Ein kleineres Volumen täte auch dem Siegerprojekt gut. Der Entwurf ist in vielen Teilen stimmig, er müsste nur konsequenter auf Bescheidenheit getrimmt werden. Dann hätte Luzern das richtige Programm für eine in der Klimakrise dringende Strategie des Weiterbauens.